

Wie ist qualitatives Wachstum möglich?

3. Gespräch:

Aus kulturgeschichtlicher Sicht: Wurzeln von Industrialisierung und Wachstum im Naturbegriff der westlichen Kultur und ganzheitliche Entwürfe zu einem neuen Verständnis von Natur.

Zusammenhangswissen, Lebensverträglichkeit und individuelle Verantwortung. Schritte zur Versöhnung von Natur und Kultur?

Prof. Dr. Dr. Günter Altner

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich bedanke mich auch an dieser Stelle noch einmal für die Einladung. Was kann einem Universitätsprofessor besseres geschehen, als in ein interdisziplinäres Gespräch genötigt zu werden. Die Schwierigkeit an den Universitäten ist ja, daß sie sehr eng, disziplinar arbeiten und die Fähigkeit, über Grenzen hinweg miteinander als Wissenschaftler zu kommunizieren, weitgehend untergeht.

Das mir gestellte Thema heißt: „Zusammenhangswissen, Lebensverträglichkeit und individuelle Verantwortung. Schritte zur Versöhnung von Natur und Kultur.“ Eine Aufgabenstellung, die sehr umfassend ist. Ich lasse mich von dem, was Sie, Herr Rossbroich, eingangs gesagt haben, tragen. Auch in dem Sinne, daß vieles angesprochen worden ist, dem ich zustimmen kann, ohne daß ich das alles noch einmal abarbeiten müßte. Einige Bemerkungen vorweg zum Verhältnis des Menschen zur Natur: Der Philosoph M. Baumgartner hat das Verhältnis so umschrieben: „Wir leben in, mit und gegen die Natur“. Damit ist gesagt, auf der einen Seite sind wir Natur. Das Besondere am Menschen ist es, daß in uns die Natur zum Bewußtsein kommt. Und auf dieser Grundlage haben wir die Möglichkeit über unsere eigene genuine menschliche Natur nachzudenken. Aber wir haben auch die Möglichkeit, über die außerhalb von uns liegende nicht-menschliche Natur nachzudenken. Wir haben auf der Grundlage dieses Bewußtseins auch die Möglichkeit, uns von unserem Natursein zu distanzieren. Und wir haben auch die Möglichkeit, uns vom allgemeinen Zusammenhang der Natur so zu distanzieren, daß wir uns auf gefährliche Weise außerhalb von ihr stellen. Das alles ist sehr kompliziert. Für eine Ethik, die darüber nachdenkt, wie das Verhältnis von Natur und Kultur zu bestimmen ist, ist es einerseits selbstverständlich, daß Kultur auch in den Naturzusammenhang hinein gehört, aber auf der anderen Seite gilt, daß es auch seine guten Gründe hat, daß wir von Kultur und Natur sprechen und die außerhalb der Kultur befindliche Natur auch zum Gegenstand unserer ethischen Überlegungen machen.

Und ein zweites: Alle Begriffe, die wir benutzen in der Anwendung auf den Menschen, aber auch in der Anwendung auf die Natur, sind anthropogen. Sie

sind also durch die Fähigkeiten unseres menschlichen Gehirns und durch die Kategorien unseres Denkens geformt, aber die Kunst dieser Begriffe besteht wohl auch darin, daß wir sie zu Vehikeln machen können, um auf ihnen das Wissen um den anderen Menschen, aber auch das Wissen um die Mitkreatur und ihre Bedürfnisse zu befördern.

Die Theologie wird indirekt eine Rolle in meinen Ausführungen spielen. Es kommt im Zusammenhang unserer Überlegungen nicht so sehr darauf an, wer den richtigen Standpunkt hat, sondern darauf, daß wir ausgehend von verschiedenen Standpunkten uns zum richtigen Handeln entschließen können. Ich will drei Schritte mit Ihnen machen, im Sinne eines Werkstatt-Berichtes, im Sinne einer Beschreibung dessen, was in den letzten 20 Jahren an Ökologie-Diskussionen mit Stoßrichtung auf Ethik stattgefunden hat, und will dabei drei Aspekte besonders ansprechen. Erstens: Dimensionen der Überlebenskrise, als Anreiz für eine Ethik der Lebensverträglichkeit. Zweitens: Besinnung, auf welchen Grundsätzen eine solche Ethik der Lebensverträglichkeit fundiert werden könnte. Und im dritten soll dann von den Handlungsstrategien, die sich im Feld einer solchen Ethik eröffnen, die Rede sein.

Erstens: Die Dimension der Überlebenskrise: Seit 20 Jahren diskutieren wir über die Überlebenskrise. Begonnen hat das mit dem ersten Bericht des „Club of Rome“ 1972. Zeitgleich entstanden die ersten Umwelt-Bürgerinitiativen, die im Grunde das gleiche Thema hatten, aber stärker regional und lokal bezogen diskutiert haben. Aus dieser Anfangsdiskussion ist eine 20jährige Diskussion entstanden, zahlreiche globale Berichte und regionale Berichte gingen daraus hervor. Ich erinnere an den Bericht „Global 2000“, an den Bericht der Nord-Süd-Kommission, und dann schließlich auch an den Brundtlandbericht. So sehr die Berichte in der Methodik und in den Inhalten variieren, so gibt es doch auch Übereinstimmungen zwischen ihnen. Eine der wesentlichen Übereinstimmungen besteht darin, daß alle Berichte darüber besorgt sind, daß die großen Regenerationspotentiale Luft, Boden, Wasser, Vegetation, Wälder, Klima, die die Grundlage menschlicher Existenz auf der Erde gewährleisten, heute schwerwiegend angetastet sind und ins Kippen zu geraten drohen. Ich will diesen bedrohlichen Zerreißungs- und Kipp-Prozeß, der sich zwischen der langsam laufenden, vielschrittigen Naturgeschichte und der schnell laufenden Kulturgeschichte der Menschheit ereignet exemplarisch an einem Beispiel deutlich machen, an der Klimakrise. Die Klimakrise hatte zwei Aspekte. Da geht es auf der einen Seite um die Zerstörung des Ozonschildes. Und es geht um die Anreicherung von CO₂ und anderen Stoffen in der Erdatmosphäre, die zu dem viel diskutierten Erwärmungseffekt führten. Ich dokumentiere die Klimakrise am Beispiel der CO₂-Kurve.

Diese Kurve ist einem Aufsatz in „Science“ 1986 entnommen. Diese Kurve hat auch ihre Probleme, weil die Zeit auf der waagerechten Achse verschieden dargestellt ist, aber das lasse ich dahingestellt. Vom Kurvenverlauf her springt gleich ins Auge, daß die CO₂-Konzentration vor ca. 100 Millionen Jahren dynamisch abgefallen ist oder herunter geregelt worden ist. Dann

schwingt die Kurve durch Millionen und Aber-Millionen Jahre elastisch in einem Gleichgewichtszustand hin und her und droht heute nun im Blick auf die Zukunft innerhalb kürzester Zeit – hier sind etwa 300 Jahre abgetragen – in die alten Höhen empor zu schnellen. Das ist ein bedrohlicher Zustand, aber es ist, wenn wir die Überlebenskrise beschreiben, auch etwas sehr Typisches, daß hier naturgeschichtlich bedingte Gleichgewichte, die die Grundlage für die Naturgeschichte durch Jahr-Millionen gewesen sind, heute nun aufgrund unserer Industrialisierungsprozesse und aufgrund des Verbrauchs und der Verbrennung von fossilen Energien innerhalb kürzester Zeit außer Kraft gesetzt werden. In unserem Zusammenhang stellt sich natürlich auch die Frage: Wie kam es, daß das CO₂ vor 100 Millionen Jahren so dynamisch abfiel. Das ist ein schönes Geheimnis unserer Schöpfungsgeschichte: Mit der Besiedlung der Erdoberfläche durch die Pflanzen und die zur Photosynthese befähigten Systeme, auch Mikroorganismen in den Ozeanen, wurde das CO₂ aus der Erdatmosphäre im Zuge des Photosyntheseprozesses im Stoffwechsel der Pflanzen gebunden, in Kohlehydrate, Fette, Eiweiße, Kohlenstoff-Verbindungen eingebunden. Und gleichzeitig wurde im Zuge dieses Stoffwechsels Sauerstoff freigesetzt. Auf dieser Grundlage hat sich dann die ganze weitere Geschichte des höheren Lebens unter Einschluß des Menschen vollzogen. Das ist die Grundlage gewesen. Die Pflanzen haben hier in gewisser Weise erst die Grundlagen geschaffen, sowohl im Ernährungsbereich als auch im Blick auf die Mischung von CO₂ und O₂ in der Erdatmosphäre. Und alles dieses, was mit Hilfe der Sonnenenergie – ich sagte Photosynthese – zustande gekommen ist, drohen wir heute nun im Zuge eines einige Jahrzehnte andauernden Industrialisierungsprozesses zu kippen. Das ist ein Dokument oder eine symbolhafte Darstellung jener Ereignisse zwischen Natur und Kultur, wie sie sich heute auf vielen Sektoren in der Gestalt gefährlicher Sprungkurven vollziehen.

Ein letztes noch zu den Verursachern: Wenn man fragt, wer sind die Verursacher für diesen dynamischen Anstieg des CO₂, so weisen die Untersuchungen übereinstimmend darauf hin, daß hier am gegenwärtigen Anstieg die Industrieländer zu 75 bis 80 Prozent beteiligt waren und sind. Die Bevölkerungsdynamik und der steigende Energiebedarf in den Entwicklungsländern wird sich erst auf Zukunft hin mit einer entsprechenden Steigerung in dieser Bilanz auswirken. Solche Sprungkurven, wie wir sie hier am Beispiel der CO₂-Kurve kennengelernt haben, lassen sich für alle möglichen Entwicklungen dazwischen, für den Verbrauch materieller Ressourcen vom Eisen bis zum Kadmium und Uran, für den Verbrauch fossiler Energieträger, das wurde dokumentiert, für Produktion und Konsum von materiellen Gütern, von den Textilien bis zu Kunststoffen und Pharmaka, von der Produktion von automatischen Waffen und Gewehren bis hin zu Atomraketen und Aufklärungssatelliten.

Ich lege hier nur noch schnell eine weitere Folie auf, die uns die Dynamik des Anstiegs auf einem anderen Feld zeigt. In diesem Fall geht es um die Produktivitätsentwicklung in der Fertigung und im Büro. Und auch hier haben wir die stolzen Sprungkurven, die man dann ja auch immer ökologisch

gewichten muß, so wie wir das an der CO₂-Kurve getan haben. Ich fasse zusammen und sage: In das gut funktionierende System der Biosphäre wurde eine immer größere Zahl künstlicher, anthropogener Untersysteme hinein gesetzt: Siedlungen, Verkehrsnetze, Fabriken, Kraftwerke, landwirtschaftliche Großbetriebe, Stauseen, Brücken und Häfen, und in naturnahen Landschaften entstanden oft in wenigen Jahren riesige Zusammenballungen menschlicher Werke, die die Grundlage für jene Zerstörungen sind, die wir heute in den großen Regenerationspotentialen, die das Leben auf der Erde ausmachen, beobachten. Das diskutieren wir seit 20 Jahren.

Zur Überlebenskrise gehören meines Erachtens aber nicht nur die Phänomene der Zerstörung. Es gehören dazu auch jene Phänomene der Vergeblichkeit. 20 Jahre Bilanz, 20 Jahre wissenschaftliche Untersuchung, zentnerweise bedrucktes Papier, zentnerweise Appelle, und wenn wir mit Blick auf die faktischen Korrekturversuche, die eigentlich aufgrund dieser Mahnungen hätten erfolgen müssen, Bilanz ziehen, so müssen wir sagen, trotz eines erstaunlichen Booms an Umweltpolitik, trotz eines gewachsenen Umweltbewußtseins ist de facto zur Verlangsamung oder zur Einglättung der Anstiegskurven fast nichts geschehen, die Dinge sind einfach weiter gelaufen. Dennis Meadows, Verfasser des ersten Berichts des „Club of Rome“, hat angesichts der Vergeblichkeit dieser Umweltdiskussion zu resignieren begonnen. In einem Zeitungsinterview vor einem Jahr schrieb er: „Ich habe mich lange genug als globaler Evangelist versucht und dabei gelernt, daß ich die Welt nicht verändern kann. Außerdem verhält sich die Menschheit wie ein Selbstmörder und es hat keinen Sinn mehr, mit einem Selbstmörder zu argumentieren, wenn er bereits aus dem Fenster eines Hochhauses gesprungen ist.“ Ein sehr drastisches Bild, in dem Dennis Meadows seine Resignation bezogen auf die Vergeblichkeit der bisherigen Korrekturversuche zum Ausdruck bringt. Zur Ökologie-Diskussion der zurückliegenden zwei Jahrzehnte gehört dieser Moment des Pessimismus aber unbedingt mit hinzu. Es ist nicht nur die individuelle Verzweiflung von Dennis Meadows, der dann doch noch ein Buch über nachhaltiges Wirtschaften geschrieben hat. Das Leiden an der Krise hat ihn nicht demotiviert, sondern ihn noch einmal neu aktiviert. Aber insgesamt gehört zur Beschreibung der Krisenlandschaft eben auch ein tiefergehendes Nachdenken über die Verantwortungsfähigkeit des Menschen. Ist der Mensch überhaupt in der Lage, die Zerstörung, die sich hier im Zuge des technisch-industriellen Fortschritts als Krise ergeben hat, noch korrigieren zu können? Ist er grundsätzlich in der Lage, mit so globalen Ereignissen verantwortlich umzugehen?

Günter Anders hatte ja schon in den 60er Jahren, in der Auseinandersetzung mit der Atomtechnik, von der Antiquiertheit des Menschen gesprochen. Und er hatte damit gemeint, daß der Mensch geprägt ist einmal durch sein älteres Stammhirn, das relativ unverändert geblieben ist, in dem unsere Gefühle neurophysiologisch verankert sind, und auf der anderen Seite geprägt durch den progressiven Teil des menschlichen Gehirns, das Großhirn, das uns befähigt, jene Fülle an Entdeckungen und Entwicklungen umzusetzen, wie wir

sie heute in der technischen Zivilisation haben. Und Anders meint eben, die Emotionalität, die alte, im Stammhirn sitzende Emotionalität reicht nicht hin, um die Entwicklungen, die das Großhirn freisetzte, hinreichend zu kontrollieren. Er schließt sein Resümee: „Ermorden können wir Tausende, uns vorstellen vielleicht zehn Tote. Beweinen oder bereuen aber höchstens einen.“

An dieser eigentümlichen Gespaltenheit des Menschen läßt sich nicht vorbeisehen. Darüber wird man nicht hinweggehen können. Anders Ulrich Horstmann, er hat vor einigen Jahren das Buch „Das Untier“ geschrieben. Horstmann setzt anders ein. Auch wiederum angestoßen durch die Krisenphänomene unserer Tage, geht er durch die Menschheitsgeschichte hindurch. Dies ist, so meint Horstmann, eine einzige Geschichte des Hauerns, Hackens, Mordens und Schädelspaltens gewesen. Offenbar liegt der Sinn der menschlichen Existenz darin, sich auszulöschen. Und heute, wo wir nun über die Möglichkeiten, die Menschheit auszulöschen, verfügen, möge der Mensch sich vernichten; das ist die pessimistische Botschaft von Ulrich Horstmann. Er schreibt: „Die Apokalypse steht ins Haus, wir Untiere wissen das längst und wir wissen es alle. Hinter dem Parteiengezänke, den Auf- und Abrüstungsdebatten, den Militärparaden, Antikriegsmärschen, hinter der Fassade des Friedenswillens, der endlosen Waffenstillstände gibt es eine heimliche Übereinkunft, ein großes Einverständnis, daß wir ein Ende machen müssen.“

Wenn man Ulrich Horstmann fragt, meinst Du es wirklich so, ist das Deine Position oder willst Du hier nicht in einer letzten Krisendidaktik nochmals die Verantwortung des Menschen aufrütteln, dann knallt er mit seinen wilhelminischen Hosenträgern und behauptet, er meine es wirklich so. Was uns an dieser Projektion von Ulrich Horstmann nicht schmeckt, ist die Tatsache, daß alle positiven Perspektiven, alles Wissen darum, daß es auch eine Koproduktion, eine Symbiose zwischen Kultur und Natur geben kann, daß wir von den Menschenrechten wissen, daß wir um Gerechtigkeit und Freiheit ringen, übersehen werden. Alle diese positiven Elemente kommen bei Horstmann zu kurz. Auf der anderen Seite wird man nicht verkennen dürfen, daß die Menschheitsgeschichte in der Tat von Anfang an eine Geschichte gewaltiger Zerstörung gewesen ist, die gegen den Menschen gerichtet waren, aber genauso auch gegen die Umwelt des Menschen und letztendlich eben gegen die Erde als Heimat des Menschen.

Aber schon Blaise Pascal hat im 17. Jahrhundert geschrieben: „Welche Chimäre ist also der Mensch, welche Neuheit, welches Monstrum, welches Chaos, welches Gefäß des Widerspruches und welches Wunder, Richter aller Dinge, armseliger Erdenwurm, Verwalter der Wahrheit, Kloake der Unsicherheit und des Irrtums.“ Aber man kann auch noch weiter zurückgehen, zu Paulus. Er schreibt im 7. Kapitel des Römerbriefes: „Das Gute, was ich will, tue ich nicht; sondern das Böse, das ich hasse, das tue ich.“

Beachtenswert an der Position von Blaise Pascal ist die Herausarbeitung der

Ambivalenz der menschlichen Natur. Der Mensch, auf der einen Seite Verwalter der Wahrheit und auf der anderen Seite Kloake der Unsicherheit und des Irrtums. In der Situation der ökologischen Krise wird sich eine ethische Besinnung, wenn sie denn tragen soll, nicht über diese Abgründigkeit und über diese Ambivalenz des Menschen hinwegsetzen dürfen. Es gibt ja angesichts der ganzen Krisendiskussion zwei Varianten, die sich dieser grundlegenden Situation des Menschen nicht stellen: einmal der Pessimismus, der zur Selbstzerstörung auffordert á la Horstmann und auf der anderen Seite ein unreflektiertes Herrschaftswissen, das immer noch die Hoffnung hat, sich durch eine Intensivierung des bisherigen Weges des Wachstums und der Technik-Optimierung einfach aus der Schlinge ziehen zu können. Eine Ethik, die ernsthaft den Anspruch erhebt, in der ökologischen Krise zu einem neuen Verhältnis zwischen Kultur und Natur hinfinden zu können, muß mit dem Erschrecken über die Abgründigkeit des Menschen beginnen. Erst in dieser Spannung kann das freigesetzt werden, was wir als die „Stimme des Gewissens“ bezeichnen. Oder theologisch gesprochen: Erst so kann die Stimme Gottes, die schon am Anfang der Bibel aus den Büschen des Paradieses spricht, „Adam wo bist Du? Kain, wo ist Dein Bruder Abel?“ gehört werden.

Interessanterweise hat Al Gore, der Vizepräsident, in seinem Buch „Wege zum Gleichgewicht“ auch noch einmal an dieser grundlegenden Stelle des Gewissens eingesetzt. Er schreibt auf Seite 242 sinngemäß: „Wir leben als neuzeitliche Menschen nicht mehr, unser Selbst ist eingeschreint und abgetrennt von unseren Mitmenschen, vom fernen Nächsten, von den Lebensbedürfnissen der kommenden Generationen und von den Lebensbedürfnissen der Mitkreatur. Wir sind auf uns selbst fixiert, und dabei hat uns das technisch Machbare am Wickel.“ Das Wunder der Erneuerung, so deutet Al Gore an, würde dort beginnen, wo wir es wagten, unsere egoistische Sicherung, auch unsere technokratische Sicherung gegenüber der belasteten Natur und gegenüber der Dritten Welt und gegenüber den kommenden Generationen aufzugeben und uns öffnen gegenüber den Lebensbedürfnissen, die neben uns auf unserer Erde existieren. Sie wurden ja bei der bisherigen Art und Weise des Fortschritts mit Füßen getreten. Die Verunsicherung ist die Quelle einer neuen Dimension der Verantwortung. Die Verunsicherung über die eigene Vereinsamung ist der Anfang einer neuen Gemeinsamkeit.

Zweitens: Und damit beginne ich den zweiten Teil meiner Ausführungen. Interessanterweise hat die Diskussion der letzten 20 Jahre dann auch von sehr verschiedenen Standorten her und aus diesem Element einer tiefgründigen Erschütterung heraus Perspektiven für eine Ethik der Lebensverträglichkeit ergeben. Auch hier kann ich mich nur exemplarisch äußern. Ich möchte am Anfang drei Beispiele, drei grundlegende Ansätze dieser aufkeimenden und umfassenden Ethik der Lebensverträglichkeit deutlich machen.

Vor einigen Jahren, bei der Auseinandersetzung um das Kraftwerk Zwentendorf in den Donau-Auen bei Wien, hat sich eine österreichische Initiative bekannter Naturwissenschaftler gebildet, unter ihnen Konrad Lorenz. Diese Gruppe hat damals ihrer Initiative eine programmatische Erklärung zugrunde

gelegt, in der es heißt: „Jede Form von Leben ist einzigartig und muß unabhängig von ihrem augenblicklichen Nutzwert für den Menschen geachtet und im Sinne einer elementaren Kulturleistung vor gedankenloser Ausrottung bewahrt werden.“ Hier wird auf die Einmaligkeit und Zeitlichkeit der Lebensform hingewiesen. Diese Erklärung ist von Biologen formuliert, die wissen, daß Natur immer Geschichte ist, Prozeß der Artenentstehung und des Artenvergehens. Wir haben ja heute morgen schon vom Tod als dem grundlegenden Element der Evolution gesprochen. Die österreichischen Naturwissenschaftler für den Umweltschutz sind der Auffassung, daß es gerade die Geschichtlichkeit und Einmaligkeit der Lebensformen ist, ob der gerade jetzt existierenden Arten oder früherer Arten, die uns den tieferen Wert des Lebens erkennen läßt. Es ist die Vergänglichkeit der Arten, die in ihrem Vergehen gleichzeitig das Fundament für weitere Entwicklungen des Lebens auf der Erde legen, das uns verpflichtet. Die Geschichtlichkeit der Natur ist also ein fundamentaler Aspekt, der die Verantwortung des Menschen für die Natur herausfordert.

Hans Jonas ist an dieser Stelle noch einen Schritt weitergegangen. Er spricht von der „Heiligkeit des Lebens“. In einem Vortrag vor den Mitarbeitern der Firma Hoechst (100 Jahre Hoechst-Chemie, mit dem Anspruch auf die nächsten 100 Jahre weiter so!) hat Hans Jonas einen sehr nachdenklichen Vortrag gehalten, der in dem Satz gipfelte: „Wir müssen wieder Furcht und Zittern lernen und, selbst ohne Gott, die Scheu vor dem Heiligen.“ Hans Jonas macht hier in Anlehnung an das alte Testament darauf aufmerksam, daß das Leben, das menschliche Leben, aber auch alle anderen Lebensformen uns im Zuge eines langen Werde-Prozesses überkommen sind. Daß an allen Lebensformen nicht nur etwas Zeitliches ist, wie die österreichischen Biologen sagen, etwas Geschichtliches, sondern damit auch etwas Unverfügbares, das betont Jonas. Leben kommt uns im Zuge eines langen Geschichtsprozesses zu als etwas, was uns anvertraut ist, und was wir in diesem Anvertrautsein auch als wertvoll und heilig empfinden, sonst würden wir nicht so am Leben hängen. Der zweite Aspekt, der hier für eine Ethik der Lebensverträglichkeit ins Spiel kommt, ist der Aspekt der Heiligkeit, oder man könnte auch sagen, der Unverfügbarkeit. Es ist etwas an den Dingen, ob man sie als Schöpfungsgeschichte oder ob man sie als Naturgeschichte betrachtet, was sich im Zuge ihrer Geschichtlichkeit und in ihrem Zukommen für uns als unverfügbar erweist.

Albert Schweitzer hat auf seine Art und Weise, und das ist der dritte Aspekt, den ich hier einbringe, schon am Anfang dieses Jahrhunderts, als er sein Gebot zur Ehrfurcht vor dem Leben formulierte, auf diesen Zusammenhang hingewiesen. Er hat diesem Gebot eine sehr interessante Gestalt gegeben, er formuliert: „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.“ Kein „du sollst“ und „du mußt“, sondern ein zweigipfliger indikativischer Satz. „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.“ Er hat diesen Satz auch dezidiert in Abgrenzung zu Descartes formuliert. Bei Schweitzer steht der Mensch nicht im Gegenüber zur Natur mit dem Anspruch der Objektivierung und der Beherrschung, sondern er

findet sich in einem großen Lebenszusammenhang vor. Aber ich sagte, es ist ein zweigipfliger indikativer Satz. In dieser Zweigipfligkeit kommt zum Ausdruck, daß der Mensch keinen Vorrang hat.

Im Grunde genommen sind es drei Aspekte, die von Albert Schweitzer unterstrichen werden. Erstens: der Mensch weiß um den Wert des Lebens, seines eigenen, aber eben auch aller anderen Lebensformen. Zweitens: Leben vollzieht sich immer auf Kosten von Leben: „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.“ Zum Leben gehört auch der Aspekt der Leidzufügung und des Leidens. Und das Dritte, was Albert Schweitzer sagen will, meint, daß der Mensch im Wissen um den tieferen Wert des Lebens und im Wissen um die Rätselhaftigkeit dieser Lebenskonkurrenz vor der Aufgabe steht, für einen möglichst weitgehenden Ausgleich zwischen den Lebensansprüchen zu sorgen, insbesondere unter kritischer Prüfung seiner eigenen Lebensansprüche. Es geht also bei Albert Schweitzer um das Miteinander aller Lebensformen. Albert Schweitzer fügt hier gewissermaßen den beiden Grundmaßstäben der Zeitlichkeit und der Unverfügbarkeit bzw. Heiligkeit im Horizont der Gegenwart einen dritten Aspekt hinzu, den Aspekt der Konvivialität und Vernetzung; Leben kann nur in der Wechselwirkung zwischen verschiedenen Lebensansprüchen verstanden werden. Wobei es bei Albert Schweitzer so ist, daß er dem Menschen nur darin einen Vorrang zumißt, daß der Mensch um den tieferen Zusammenhang dieser Dinge wissen kann. Aber ansonsten sieht er jede Lebensform mit dem gleichen Lebensanspruch versehen.

Auf dieser Grundlage ist Leben als großer Werde-Prozeß, ist Leben als ein unverfügbares, uns zukommendes und damit uns anvertrautes Gut zu verstehen. Und gleichzeitig ist Leben in seiner Vielfalt etwas, was nicht nur um des Menschen Willen Wert hat, sondern in seiner Vielfalt und Vernetzung seinen Lebenswert zeigt – auf dieser Grundlage sind die Kategorien für eine umfassende Ethik der Lebensverträglichkeit entstanden. Vier große Horizonte und Perspektiven haben sich abgezeichnet. Es geht in der Verantwortung des Menschen für die irdische Lebenswelt heute, in diesem vorgeschobenen Zustand der Zerreißung zwischen Natur und Kulturgeschichte, um Lebensverträglichkeit unter den Menschen in der Gestalt sozialer Verträglichkeit, es geht um Lebensverträglichkeit in der Gestalt internationaler Verträglichkeit, was das Verhältnis zwischen Nord und Süd und Ost und West betrifft. Es geht um generative Verträglichkeit, bezogen auf die Lebensbedürfnisse kommender Generationen, die wir in unserem Lebenskalkül, soweit wir es vermögen, auch schon mit zu beachten haben. Und es geht um die ökologische Verträglichkeit unseres Handelns, bezogen auf die Ökosysteme der Erde, bezogen auf die Gesamt-Biosphäre.

Hubert Markl, hat, angestoßen durch solche und ähnliche Überlegungen, die Aufgabe, vor der wir mit dieser umfassenden Verantwortung zur Lebensverträglichkeit stehen, so beschrieben: „Wir werden erst dann beanspruchen können, einen neuen langfristig lebensfähigen und auch des Daseins werten Ordnungszustand der Biosphäre herbeigeführt zu haben, wenn es

uns gelungen sein wird, unserer ganzes globales Wirtschaften in einen gleichgewichtigen Kreislauf produktiven Auf- und Abbauens zu bringen, der nicht wie jetzt in atemberaubendem Tempo schädliche Folgen in Form irreversibler Umweltbelastungen und Zerstörungen anhäuft.“ Das ist, so könnte man sagen, richtig gewollt, aber mit dieser Formulierung ist eigentlich auch die Unmöglichkeit der Erfüllung, die umfassende Dimension der Aufgabe, vor der wir heute stehen, beschrieben. Denn ein des Daseins werter Ordnungszustand der Biosphäre wäre in dem von mir vorgestellten Sinne einer Ethik der Lebensverträglichkeit ja nicht schon dann erreicht, wenn wir in den westlichen Industriestaaten unsere Standards halten könnten, sondern es geht vielmehr darum, daß allen Menschen ein entsprechendes Maß an Lebensmöglichkeiten zugeordnet werden muß. Aber auch das wäre noch zu wenig. In dieser Teilung der Lebensbedürfnisse müßte auch der Generationenvertrag im Blick auf kommende Generationen seine Beachtung finden. Und darüber hinaus müßten wir, das ist das Neue an dieser Ethik, eben auch versuchen, den Lebensbedürfnissen und Lebensrechten der nicht-menschlichen Kreatur Rechnung zu tragen.

Ich will diese pauschale Aufgabe jetzt nicht weiter kennzeichnen. Ich nehme einen Bereich, der uns besonders auch vom Thema her interessieren soll, heraus, das ist die Frage, wie wäre denn in dieser Ethik des Miteinanders von Natur und Kulturgeschichte das Bedürfnis der nicht-menschlichen Organismen zu berücksichtigen? Das ist zunächst eine furchtbar pauschale Größe. Es geht ja hier um eine sehr differenzierte Betrachtung, auch um eine sehr differenzierte Praxis der Bewirtschaftung von Natur oder des Miteinanders von Natur und Kulturgeschichte, das letzten Endes bei der Rücksichtnahme gegenüber einzelnen Individuen enden müßte. Wie kann man hier vorgehen? Auf der einen Seite ist der Eigenwert aller Naturformen unter Einschluß des Menschen so zu kennzeichnen, daß sie alle Anteil haben an der großen gemeinsamen Naturgeschichte. Die Tatsache, daß sie alle Lebensinteressen bzw. Überlebensinteressen haben, eint alle Lebewesen.

Aber darüber hinaus drücken sich die Lebensinteressen natürlich im Bereich der einzelnen Organismengruppen ausgesprochen verschieden aus. Und zu einer Ethik der Mitkreatürlichkeit sollte es selbstverständlich gehören, sich hier differenzierend in das Feld der Artenvielfalt hinein zu begeben. Wobei man eines von vornherein sagen kann: So wie für den Menschen der Begriff der Persönlichkeit fundamental ist, wäre für eine solche Ethik der ökologischen Verträglichkeit der Begriff der Art fundamental. Das Leben auf der Erde organisiert sich in der Gestalt von Arten, zeigt sich und repräsentiert sich in einer bestimmten Artenvielfalt und im Artenwandel. Und so müßte auf dieser Ebene die ethische Reflektion bei den Arten und ihren Bedürfnissen einsetzen.

Ich habe hier eine Tabelle mitgebracht, die in Andeutungen zu kennzeichnen versucht, in welche Richtung man sich bewegen müßte, wenn man eine Ethik der ökologischen Verträglichkeit differenziert unter Berücksichtigung der verschiedenen Organismen zum Tragen bringen möchte. Ich knüpfe hier an

Konrad Lorenz an, der in seinen Büchern immer wieder gesagt hat: „Ein Mensch, der mit einem Küchenmesser mit der gleichen Regungslosigkeit einen Salatkopf, einen Regenwurm, eine Katze und einen Schimpansen zerschneidet, gehört in eine geschlossene Anstalt, bei dem ist das gestufte Wertgefühl nicht in Ordnung.“ Die Ethik der Mitkreatürlichkeit muß zwei Aspekte berücksichtigen. Auf der einen Seite die prinzipielle Gleichwertigkeit aller Lebensformen, und gleichzeitig muß sie das, was verschieden ist bei den Organismen auch als verschieden würdigen und muß den Versuch machen, zu entsprechenden Schlußfolgerungen zu kommen. Sie sehen, daß von oben nach unten, das überrascht uns nicht, von den Mikroorganismen bis hin zu den Säugetieren die Schutzaspekte zunehmen.

Während wir es bei den Mikroorganismen, deren Artgrenzen teilweise fließend sind, damit zu tun haben, die spezielle Artkonfiguration zu beachten und auch ihr enges Vernetztsein untereinander und mit höheren Organismen (Resistenzbalancen) ist die Aufgabe bei den höheren Organismen komplizierter. Aber bei den Mikroorganismen stellt sich schon die Frage, wie stark man mit Gentechnik in Mikroorganismen im Freiland hineinfuchtelt oder ob man hier mehr auf die bestehenden Balancen achtet. Das alles wäre hier von einer ersten, gerade noch andeutbaren ethischen Relevanz.

Bei den Pflanzen ist das Kriterium der Arterhaltung schon sehr viel deutlicher. Bei den Pflanzen geht es meines Erachtens nicht so sehr um die Erhaltung des einzelnen Individuums, sehr wohl aber um die Erhaltung der Arten, um die Erhaltung auch des biotopischen Zusammenhangs, den die Arten benötigen. Auch hier gibt es so etwas wie Balancen zwischen den Pflanzen, zwischen Pflanzen und Mikroorganismen und höheren Tieren. Und dem entsprechend wäre dort, wo man Pflanzen für Anbau und Nutzung in Anspruch nimmt oder wo man Pflanzen züchtet, darauf zu achten, daß das artgegebene Gleichgewicht nicht beliebig ausgenutzt oder überdehnt wird.

Bei den Tieren, wo wir aufgrund der Entwicklung des zentralen Nervensystems in sehr viel deutlichere individuelle und soziale Ausprägungen hinein kommen, wo es Schmerzempfindungen gibt und eine artspezifische Sozialität, kommen noch sehr viel weitere Schutzaspekte mit ins Spiel: Beachtung des individuellen Wohlergehens, Vermeidung von Streß und Krankheit, Beachtung des sozialen Gruppengefüges, Bewahrung der Fortpflanzungsfähigkeit. Keine Zufügung von Schmerzen? Kein Töten? Schonende interartliche Züchtung! Zur Kurzkennzeichnung soll das genügen. Es sollte deutlich machen, in welche Verästelungen man sich notwendigerweise hinein begeben muß, wenn man den Anspruch einer Ethik der Mitkreatürlichkeit oder der ökologischen Verträglichkeit bezogen auf das heute noch vorhandene Natur-Ganze im Spektrum der Arten ernst nimmt.

Drittens: Ich will nun aber bei dieser ins Einzelne gehenden Betrachtung nicht stehen bleiben, ich will – und damit biege ich in die Schlußgerade ein und komme auf den dritten Teil meiner Überlegungen zu sprechen – ich will im folgenden dann auch deutlich machen, was es hieße, bei der Entwicklung von

Technik, bei der Bewirtschaftung von Natur, ohne jetzt auf einzelne Arten Bezug zu nehmen, auf natürliche Gleichgewichte Rücksicht zu nehmen. Da legt sich natürlich auf der einen Seite der Bereich der Landwirtschaft nahe. Ich lege hier noch einmal eine Folie vor, die uns sehr schön zeigen kann, in welche Abwägungen man hinein kommt, wenn es um die Frage geht: Wieviel Raum lassen wir der Natur neben unserem Eigennutz? Es gibt viele Ökologen und Naturschützer, die sagen, wenn wir den Anspruch des Eigenwertes der Arten und der mit ihnen verbundenen Biotope ernst nehmen, dann müßten wir, wenn die nicht-menschliche Natur in unserem Handlungskalkül wirklich Beachtung finden sollte, 20 bis 30 Prozent unserer Landschaft unter Naturschutz oder zumindest unter Landschaftsschutz stellen. De facto ist es so, daß unsere Naturschutzgebiete heute immer noch aus den Reststreifen, die beim Bau der Reichsautobahn im Dritten Reich unter Naturschutz gestellt wurden, bestehen. Eine flächengreifende Berücksichtigung des Naturschutzes hat seitdem nicht stattgefunden. Auf der Abbildung sehen Sie sehr schön, man bewegt sich hier in einem Spektrum von Abwägungen. Unten ist die Pyramide sehr breit, da ist geringe bis keine Bedeutung für den Arten- und Biotopschutz vorausgesetzt. Das ist gewissermaßen die Einstellung, daß man im Letzten durch Bebauung, durch Verkehrswege und durch Industrialisierung die gesamte Bodenfläche in Anspruch nehmen könnte. Und wir wissen, wo das hinführt, welche Katastrophe das bedeuten würde.

Aber dann gibt es weitere Stufen. Man könnte eine mittlere Beachtung des Arten- und Biotopschutzes einführen oder eine sehr hohe Beachtung. Und je nach dem, welche Anspruchshöhe man zugunsten der Natur einnimmt, desto größer ist auch der Raum, der vom Menschen nicht oder nur schonend bewirtschaftet werden darf. Vor diesen Erwägungen stehen wir heute in allen Bereichen. Das ist ja nicht nur eine Frage der Besiedlungspolitik, sondern es ist genauso auch eine Frage der Bewirtschaftung der Böden in der Landwirtschaft. Es ist aber genauso auch eine Frage der Chemiewirtschaft, wie stark wir die Stoff-Flüsse aus der Produktion in die relativ intakten Naturflächen hinauslassen, oder wie weit wir uns hier an neuen Produktlinien orientieren. Wir stehen immer wieder vor der Frage, wie wir diese Pyramide unseres Anspruches in Einklang bringen mit den Ansprüchen, die wir unter Berücksichtigung des Spektrums der heute existierenden Arten wahrzunehmen vermögen.

Was das für ein Gebiet wie die Landwirtschaft heißen würde, zeigt die nächste Abbildung. Wir haben es hier mit Stickstoffdünger zu tun, und da gibt es ja sehr verschiedene Varianten. Die klassische Anbaumethode beinhaltet einen sehr hohen Einsatz an Stickstoffdünger; man könnte sich im Zuge einer Deintensivierung, wobei die Gesundheit des Bodens und die Gesundheit der Grundwässer ausschlaggebend ist, auch auf eine halbintensive Anbauform einigen. Das ist auf der einen Seite eine Frage der Gesamtorientierung der Landwirtschaftspolitik, und in diesem Falle der Landwirtschaftspolitik in Europa. Auf der anderen Seite ist das eine höchst individuelle Frage, eine Frage der individuellen Verantwortung. Es gibt ja gut ein Prozent alternativ-ökologisch wirtschaftende Landwirte, die heute

unter den erschwerenden Bedingungen der gegenwärtigen Landwirtschaftspolitik dieses Prinzip der Deintensivierung bei strikter Berücksichtigung der Bedürfnisse des Bodens, der Pflanzen und der Tiere zu praktizieren versuchen, um auf diese Weise eine Neuorientierung in die Fläche hinein und in die gesamte landwirtschaftliche Produktion hinein anzuregen. Ausgehend von vorbildlichen Betrieben, die gewissermaßen exemplarisch deutlich machen, in welche Richtung eine neue Koproduktion zwischen Mensch und Natur im landwirtschaftlichen Bereich stattfinden sollte, sind diese einzelnen, individuellen Beispiele sehr wichtig. Aus ihnen kann im Prinzip alles das abgeleitet werden, was dann schließlich über gesellschaftliche und politische Entscheidungsprozesse in Deutschland und im EG-Bereich erreicht werden müßte.

Ich wähle als zweites Beispielfeld den Bereich der Energienutzung. Damit knüpfe ich noch einmal an die CO₂-Kurve an, die ich eingangs gezeigt habe. Ich wähle dieses Beispiel wiederum im Zusammenhang einer umfassenden Ethik der ökologischen Verträglichkeit, weil sich an diesem Beispiel sehr viel ablesen läßt. Und hier ist in den zurückliegenden 20 Jahren auch sehr vieles vorexerziert worden. Wir haben am Beispiel der CO₂-Kurve gesehen, eine Fortsetzung des dynamisch ansteigenden CO₂-Ausstoßes würde verhängnisvolle Konsequenzen haben, sowohl im Bereich des Schutzschildes als auch bei der Erwärmung – trotz der kritischen Stimmen aus den USA bin ich Anhänger der Erwärmungsthese – des Erdklimas. Und an dieser Stelle stellt sich natürlich gleich die Frage, was würde es im Blick auf die zukünftige Energiepolitik heißen, das Prinzip des Miteinanders von Kultur und Naturgeschichte bei der Energienutzung grundlegend zu beachten. Schon in den ersten Diskussionen wie sie Mitte der 70er Jahre anlässlich der Genehmigung von Atomkraftwerken geführt wurden, hat diese Frage eine Rolle bei den protestierenden Bürgern gespielt: Könnte man denn nicht, statt ständig neue Kraftwerke, ob Kohle oder Kernenergie, zu bauen, erst einmal dazu übergehen, Energie besser zu nutzen, so daß der Anteil der Abfallenergie geringer wird, weil ein immer höherer Anteil von Restenergie in die Energienutzung mit einbezogen wird? Steigerung der Energieeffizienz! Erhöhung der Energiedienstleistung! Inzwischen zeigt sich, daß unter dem Druck der öffentlichen energiepolitischen Diskussion sehr viele Effekte erreicht worden sind. Ich fange mit einem Einzelbeispiel an: 1907 benötigten die städtischen Elektrizitätswerke in Berlin für die Herstellung einer Kilowattstunde Strom elf Kilogramm Kohle ungefiltert, heute wird für die gleiche Leistung von einem modernen Kohlekraftwerk, das unter dem Druck der Umweltdiskussion und unter dem Druck entsprechender Richtlinien umgerüstet worden ist, die gleiche Leistung mit 310 Gramm Kohlenstaub erreicht.

xxx

Ich will damit nicht gesagt haben, daß die Lösung des Energieproblems mit der Umrüstung von Kohlekraftwerken erreicht werden kann. Es ist damit nur ein erster Baustein geliefert. Generell muß das Prinzip heißen: Verbesserung der Energiedienstleistung, Verbesserung der Energienutzung, sowohl im Produktionsbereich als auch im Anwendungsbereich, und hier gibt es

Größenordnungen der Einsparung - trotz mancher eingeleiteter Einsparmaßnahmen - von über 50 Prozent bezogen auf den gegenwärtige Primärenergie-Verbrauch; das ist sehr viel. Auf dieser Grundlage hat dann auch die Bundesregierung beim Umweltgipfel in Rio, als es darum ging, welchen Beitrag die Bundesrepublik für die Lösung des CO₂- bzw. des Klimaproblems leistet, angekündigt, daß sie durch Einsparmaßnahmen in dem von mir angedeuteten Sinne bis im Jahre 2005 eine 30prozentige und bis zum Jahre 2020 eine 50prozentige Reduktion des Kohlendioxid-Ausstoßes erreichen will. Die Überlegungen dazu, die von der Klima-Enquete-Kommission getätigt worden sind, beziehen sich auf Verbesserungen der Energienutzung im Kraftwerkbereich, im Verkehrsbereich, in den privaten Haushalten, im Produktionsbereich, im Kleingewerbe. Überall gibt es große Einsparmöglichkeiten, die noch nicht durch Konsumverzicht, sondern zunächst einmal durch Verbesserung von Technik durch Heraufsetzung der Energie-Dienstleistungen erreicht werden können. Rudolf von Bennigsen-Foerder, der allzu früh verstorbene Vorstandsvorsitzende der Veba AG, hat in einem seiner letzten Vorträge vor dem CDU-Wirtschaftsrat bezogen auf die Frage, was Grundlage auch der internationalen Energiepolitik sein müsse, gesagt: „Das erheblich verstärkte Energiesparen muß weltweit den größten Einzelbeitrag zur Problemlösung leisten.“

Wenn man, bezogen auf unsere CO₂-Kurve, die ich am Anfang gezeigt habe, das Problem noch einmal aufnimmt, dann wäre ja die Aufgabe die, an das alte Prinzip der sparsamen Sonnenenergienutzung, wie es sich im Zuge der Evolutionsgeschichte durch Millionen Jahre hindurch bewährt hat, möglichst weitgehend, aber mit genuin-menschlichen Mitteln, mit technischen Mitteln so anzuknüpfen, daß man diese Linie gewissermaßen fortsetzen könnte. Die Energie-Enqueten des Deutschen Bundestages, die dieses Problem schon Anfang der 80er Jahre untersucht haben, haben die Handlungsmöglichkeiten, die eine ökologisch sensible Naturpolitik hätte, anhand vier verschiedener Energiepfade zum Ausdruck gebracht. Es sind vier Energiepfade oder vier Energiestrategien für die Zukunft der Bundesrepublik gerechnet worden.

Ich vergleiche hier nur den Pfad 1, das ist der klassische Energieweg, mit dem Pfad 4. Noch Mitte der 70er Jahre lautete die Forderung, zur Ankurbelung des Wirtschaftswachstums muß permanent auch die Primärenergie-Erzeugung erhöht werden. Und wenn man eine solche Energiepolitik ohne Verbesserung der Einsparleistung macht, dann kommt man im Blick auf die Steigerung des Primärenergiebedarfes in horrende Höhen. Dann benötigt man im Jahr 2030 ca. 800 Millionen Tonnen Steinkohleeinheiten. Und dann muß man alles, was zur Verfügung steht, nehmen: Öl und Gas, steigend auch Kohle und Kernenergie. Ganz anders sieht die Situation aus – und das zeigen auch schon die Pfade 2 und 3 –, wenn man dem Aspekt der verbesserten Energiedienstleistung, das heißt der Ausschöpfung des Einsparpotentials von 50 Prozent Einsparmöglichkeiten Rechnung trägt, dann ergibt sich etwa bei Pfad 4, wo alles ausgereizt wird, was an Einsparungen möglich ist, eine Gesamtentwicklung, die bedeutet, daß man im Jahre 2030 weniger als 400 Millionen Tonnen Steinkohleeinheiten Primärenergie benötigt.

Und das würde genügen, um gleichzeitig – darin stimmen die beiden Szenarien überein – mit der Hälfte des Energiebedarfes ein Wachstum des Bruttosozialproduktes nach der klassischen Rechnung und in der Größenordnung von ca. zwei Prozent pro Jahr zu erreichen. Man kann also, das ist auch ein Beitrag zur Frage „Qualifizierung des Wachstums“, wirtschaftliches Wachstum mit sinkendem Primärenergiebedarf machen. Nun tut sich hier noch ein zweiter, interessanter Aspekt auf. Wenn man über den Gesichtspunkt der konsequenten Einsparung hinaus auch den Gesichtspunkt der möglichst weitgehenden Sonnenenergienutzung mit ins Kalkül zieht, dann ergibt sich, daß wir bis zum Jahr 2030 – ich will mich auf die Zahl nicht festlegen – den dann verbleibenden restlichen Primärenergiebedarf dann noch einmal durch ca. 50 Prozent Sonnenenergie decken könnten. Hier tun sich also, verglichen mit dem alten Szenario gewaltige Spielräume auf. Und an dieser Stelle verlasse ich die Energieproblematik und komme noch einmal auf's Prinzipielle.

Daß wir heute diese verschiedenen energiepolitischen Optionen haben, der klassische Weg, mit einem hohen Anteil an Primärenergie, und der alternative Weg, mit einem halbierten Primärenergiebedarf und seinem wachsenden Anteil an alternativen Energien, die wiederum an das alte Prinzip der Photosynthese bzw. der Energiegewinnung durch Sonne anknüpfen, das verdanken wir zunächst einmal der öffentlichen Diskussion, die eine neue Energiepolitik eingefordert hat. Daß diese verschiedenen Varianten in der Bundestags-Enquete-Kommission gerechnet wurden, verdanken wir dann aber auch der Klugheit des damaligen Vorsitzenden dieser Kommission und einer bestimmten Methode. Diese Berechnungen, die letztendlich alle über den Computer in Kernforschungszentrum in Karlsruhe gelaufen sind, haben damals stattgefunden unter der Prämisse: keine Option wird ausgeschlossen.

Als wir in der Kommission zusammenkamen war die Situation ja so, daß es auf der einen Seite die Kernenergie-Befürworter gab, auf der anderen die Gegner, die sahen dann auch bis ins Äußerliche, bis in die Kleidung hinein so aus, wie sich die Gegner das vorgestellt hatten. Das heißt, wir hatten große Schwierigkeiten, überhaupt miteinander zu reden. Und dann haben wir vereinbart, auf der Grundlage bestimmter gemeinsamer Prämissen (u. a. Strukturwandel, Entwicklung der Bevölkerung, Ansatz für die Energievorräte) rechnen wir verschiedene Strategien mit verschiedenen Optionen. Dabei galt, daß jeder Schritt, jeder technische Ansatz, jeder Ansatz von Möglichkeiten auch rechnerisch ausgewiesen werden mußte und keine Zahl durfte in die Berechnung Eingang finden, die von der Gegenseite bestritten wurde. Das ist diskursives Arbeiten. Und das Wichtige an diesem Diskurs ist, daß keine Position, insbesondere die Extrempositionen nicht herausgenommen werden, sondern daß man sie, wenn sie sich ausweisen können, in den Vergleich mit hinein nimmt.

Das heißt, wir haben es hier auf der einen Seite mit einem klassischen industriewirtschaftlichen Wachstumsszenarium zu tun. Und auf der anderen Seite bei Pfad 4 haben wir es mit einer radikalen Alternative zu tun, die

nach dem Prinzip der ökologischen Verträglichkeit das Prinzip der Sparsamkeit und das Prinzip der Sonnenenergienutzung möglichst weitgehend ausnutzt. Dieses Vorgehen ist sowohl für den Bereich der Energiepolitik als auch für den Bereich der Landwirtschaftspolitik und der Chemiepolitik nützlich. Die Lösung, die auf der Seite des Lebens liegt, die ein Optimum an Miteinander von Natur- und Kulturgeschichte erreicht, werden wir nur um den Preis dessen bekommen, daß wir in einen Diskurs eintreten, bei dem alle Positionen, die radikale Position zugunsten der Natur wie auch die alte antropozentrische Position, zugelassen sind.

Ich komme zum Schluß. Ich kehre zu meinem ethischen Ansatz zurück. Das betrifft die Methode einer Ethik der ökologischen Verträglichkeit für das neue Denken eines Umsteuerns in Richtung auf ein Miteinander von Natur- und Menschengeschichte. Zur Gewährleistung eines symbiotischen Bewirtschaftens der irdischen Natur bedarf es erstens einer Pluralität von Zukunftsentwürfen, in der sich die verschiedenen Optionen spiegeln, die alten Ausbeutungsoptionen auf der einen Seite, die Optionen der Symbiose und des Miteinander auf der anderen Seite.

Zweitens, dieses Nebeneinander äußerst verschiedener Zukunftsbilder, ob individuell gedacht oder technisch-sozial, gesellschaftlich-spirituell, bedarf des Vergleichs und der diskursiven Abschätzung. Dabei darf niemand vorzeitig aus dem Spektrum der Erwägungen ausgeschlossen werden. Es käme ja bei einem solchen Diskurs darauf an, daß diejenigen, die für die Natur votieren, die sich ja selber nicht zu Worte melden kann, die wir gewissermaßen stellvertretend in solche Argumentationsvorgänge einbringen müssen, gleichberechtigt neben den klassischen antropozentrischen Interessen stehen. Dabei darf niemand aus dem Spektrum ausgeschlossen werden. Es geht also um eine Szenarienbildung, bei der die Unverfügbarkeit der Zukunft in der utopischen Phantasie der miteinander ringenden Fortschrittsvarianten ernst genommen wird. Dabei liegt die Kunst des Vorgehens vor allem in der Fähigkeit, im wiederholten Hin- und Hergehen zwischen den verschiedenen Positionen das Unvergleichliche vergleichbar zu machen.

Drittens, ein solches Vorgehen erfordert mehr Mitbestimmung, mehr Vielstimmigkeit, mehr Demokratie, dies nicht nur beim Entwurf und beim Vergleich von Optionen, sondern gerade auch bei ihrer Durchsetzung und bei der gesellschaftlichen Kontrolle von Interessen.

Und viertens, alles in allem ginge es um die Mobilisierung eines neuen Zusammenhangswissens, das die harten Fakten des Spezialwissens aufnehmen, dann aber auch in ökologische und soziale Zusammenhänge integrieren und von dort her neu bewerten müßte.

Ich bedanke mich.